

Für einen Zugang zu unserem heutigen Evangelium hat uns der Evangelist selber einen kleinen Hinweis eingebaut: Da ist nämlich diese ausführliche Erklärung, wie Pharisäer und Juden sich beim Essen an bestimmte Reinheitsgebote halten müssen (V 3-4), eine Erklärung, die eigentlich nur für solche Leser Sinn macht, die sich hier überhaupt nicht auskennen, also ganz klar für Nichtjuden.

Das bedeutet, dass die Adressaten dieses Textes sog. „Heidenchristen“ sind, also Christen mit einer nichtjüdischen Vergangenheit.

Damit rührt der Evangelist an einen Konflikt, der in den Anfängen der Kirche eine ziemlich große Rolle gespielt hat. Die Arroganz und Überheblichkeit der aus dem Judentum kommenden Christen ging teilweise so weit, dass sie von allen anderen verlangten, sie müssten erst einmal richtige Juden werden, um dann überhaupt Christen werden zu können; Jesus war schließlich Jude, was für seine Jüngerschaft dann auch zwangsläufig einen jüdischen Hintergrund nötig machte. In vielen Gemeinden weigerten sich Judenchristen, an der Eucharistiefeier von Heidenchristen teilzunehmen.

Dieser Konflikt führte schließlich zum ersten Apostelkonzil in Jerusalem, auf dem einstimmig und definitiv entschieden wurde, dass Heiden einen direkten Zugang zum Glauben bekommen, ohne einen Umweg über das Judentum nehmen zu müssen. (vgl. Apg 15)

Wie das aber eben oft – sogar noch heute – so ist, so haben die Beschlüsse des Konzils die Situation noch lange nicht beruhigt; der Konflikt schwelte weiter. Und exakt in diese Situation hinein zielt der Evangelist Markus mit unserem heutigen Evangelium. Er wendet sich ganz bewusst an solche Christen, die aus dem Heidentum gekommen sind – in seinem Fall vorwiegend an Römer – und bestärkt sie in ihrem eigenen, aber immer noch umstrittenen Zugang zu Jesus, indem er speziell für sie Jesus-Worte zusammengestellt hat:

Die Speisevorschriften sind überholt, weil nicht das den Menschen unrein macht, was von außen kommt, sondern von innen (V 14-23). Und gezielt gegen das sture Festhalten an alten Traditionen der Judenchristen greift er auf den Propheten Jesaja zurück: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz aber ist weit weg von mir. Vergeblich ehren sie mich; was sie lehren sind Satzungen von Menschen.“ (V 6) Und um es noch deutlicher zu sagen, fügt er hinzu: „Ihr gebt Gottes Gebot preis und haltet euch an die Überlieferung von Menschen.“ (V 7)

Das sind heftige Worte, denen wir heute sehr galant aus dem Weg gehen können, indem wir das alles einordnen unter der Rubrik „Vergangenheit“. Das war damals sicher auch ein äußerst gefährlicher Konflikt. Aber das ist lange her, das hat mit uns heute doch nichts mehr zu tun.

Ein kurzer Blick in die Geschichte unserer Kirche könnte uns eines anderen belehren. Im 16. Jahrhundert z.B. unternahm ein Jesuit namens Franz Xaver Missionsreisen, zunächst nach Indien, später nach Japan; beim Warten auf eine Einreiseerlaubnis nach China starb er. Das Besondere seiner Arbeit bestand nun darin, dass er nicht – wie viele andere seiner Zeit – einfach darauf los taufte, und die Empfänger der Taufe gar nicht wussten, was mit ihnen geschah, nur damit man Erfolgszahlen in die Heimat melden konnte. Nein, dieser Franz Xaver lebte zunächst mit den Menschen zusammen, er lernte intensiv die Sprache und die Kultur des Landes; erst dann begann er mit der Verkündigung und benutzte dafür ihre Sprache und ihre Kultur – auch im Gottesdienst. Als man in Rom davon Kenntnis bekam, wurde seine ganze Arbeit mit einem folgeschweren Verbot belegt: Der Glaube darf nur in Hebräisch, Griechisch oder Latein verkündet werden. Das war dann die fast vollständige Vernichtung seiner ganzen Arbeit. Auch hier hätte Jesus wohl sehr präzise bemerkt: „Ihr gebt Gottes Gebot preis und haltet euch an die Überlieferung der Menschen.“ (V 8)

Damit – und es gäbe noch weitere Beispiele – wird jetzt aber sichtbar, dass das Problem, das der Evangelist heute aufgreift, eben nicht auf die Anfänge der Kirche beschränkt ist. Unser Glaube ist nun einmal darauf angewiesen, dass er sich in ganz konkreten Formen äußert und auch gefeiert wird. Ohne solche Formen wird der Glaube blutleer und zu einem bedeutungslosen Theoriekonstrukt. Aber im Unterschied zu den unveränderbaren Ausdrucksformen Jesu sind alle unsere Ausdrucksformen als eine menschliche Antwort auf sein Handeln immer zeit- und kulturbedingt. Und das hat Folgen:

- Wenn sich die Zeit ändert, dann dürfen und müssen sich auch die Ausdrucksformen verändern. Wenn das nicht geschieht, wird der Inhalt, den die Form ausdrücken soll, fremd, beschädigt oder gar ganz zerstört. Wie viele Ausdrucksformen unseres Glaubens haben auf diese Weise ihren Inhalt schon längst verloren und sind nur noch leere Hülsen?
- Für einen Glauben, der von seinem ganzen Wesen her missionarisch ist, ist ein solcher Inhaltsverlust seiner Ausdrucksformen eine Katastrophe. Ist z.B. die Form – nicht der Inhalt! – wie wir heute oft noch Fronleichnam feiern als eine Form, die aus einem mittelalterlichen Eucharistieverständnis entstanden ist, bei dem niemand mehr zur Kommunion ging, wirklich der heute noch passende Ausdruck, mit der wir diesen so zentralen Inhalt verkünden?
- Ist es denn nicht auch genau dieser vermehrte Verlust von Inhalten, der die Suche nach neuen Ausdrucksformen oft nur noch reduziert auf die Frage: Was gefällt, wo gibt er den größten Beifall, durch was kann ich mich beliebt machen und meinen narzisstischen Neigungen frönen?

Könnte dieser Jesaja nicht auch uns heute meinen, wenn er sagt: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen, sein Herz aber ist weit weg von mir. Vergeblich ehren sie mich; was sie lehren sind Satzungen von Menschen.“ (V 6)